

Robert Kaltenbrunner

Scholle und Rand

Wohnen und Suburbanisierung – ein kaum steuerbarer Zusammenhang?

The Countryside and the Encroaching Urban Fringe

Housing and suburbanisation: is this nexus now out of control?

Kurzfassung

Die Vorstellung einer Entität, die unserem Begriff von Stadt zugrunde liegt, und die faktische Realität dessen, was wir sehen und erleben, befinden sich nicht (mehr) in Übereinstimmung. Eine der Ursachen dafür ist die augenscheinlich unstillbare Sehnsucht breiter Schichten nach dem Eigenheim im Grünen, nach einer Distanz zur hektischen, lauten, umweltbelasteten, zunehmend unsicheren City, nach einer Nähe zur Natur, nach einer Gemeinschaft, die Sicherheit, Ruhe und soziale Homogenität verspricht, nach einer Umwelt, die kindgerechter ist als das Innere der großen Stadt. Sich jedem Diskurs über Urbanität widersetzend, und von Befragungen und empirischen Erhebungen noch jüngst eindrucksvoll bestätigt, ist das eigene Haus mit Garten längst zum Inbegriff und Wunschbild des Wohnens geworden. Und eben das, unter anderem, generiert Suburbia. Wenngleich der ausufernde Siedlungsbrei keineswegs das Resultat fehlender Planungsarbeit ist, sondern das Ergebnis widersprüchlicher und in ihrem geschichtlichen Verlauf sich tendenziell neutralisierender Wertvorstellungen bezüglich dessen, was Stadt sein soll und kann, und wenngleich jede Kommune zuallererst einmal ihren Vorteil sucht (und suchen muss), so darf die sogenannte Zersiedlung nicht einfach stigmatisiert oder als unveränderbarer Fakt akzeptiert werden. Vielmehr wäre Suburbia stärker als bisher als städtebauliche Herausforderung, als raumkonzeptionelle Aufgabe in Abhängigkeit von Wohnungsmarkt und Wohnbedürfnissen zu begreifen.

Abstract

There remains today little in common between the concept underlying the phenomenon we refer to as "the city", on the one hand, and the actual reality we can observe and experience. One reason for this is the apparently insatiable desire on the part of large groups in society for a home of their own in a leafy environment; for distance from the hectic, noisy, polluted and increasingly hazardous city centre; for greater closeness to nature; for a sense of belonging to a community, which is seen to guarantee greater security, peace and quiet and social homogeneity; for an environment more child-friendly than that found in the inner city. In stark contrast to any discourse on the subject of urbanity – and reaffirmed impressively yet again just recently in both surveys and empirical studies – for many people a home of their own, with garden, is now well established as the very epitome of how they would ideally like to live. And it is this – admittedly among other factors – which generates suburbanisation. Even accepting that sprawling settlement development by no means represents a lack of planning, but is rather the result of conflicting and – over the course of time – mutually neutralising values with regard to what we think cities can and should be; and granting too that every municipality thinks first and foremost – as indeed it is required to – of its own best interests: nonetheless, what we refer to as "urban sprawl" should not simply be stigmatised or accepted as an unalterable fact of life. On the contrary: suburbanisation needs to be seen, to a much greater degree than has previously been the case, as a challenge for urban development, as a sign of a need to envision spatial concepts which take into account both the housing market and individual aspirations with regard to housing.

In seinem Mann ohne Eigenschaften hat Robert Musil eine Stadt beschrieben, deren Charakteristika ebenfalls nicht so recht ersichtlich sind: „Es soll also auf den Namen der Stadt kein besonderer Wert gelegt werden. Wie alle großen Städte bestand sie aus Unregelmäßigkeit, Wechsel, Vorgehen, Nichtschritt halten, Zusammenstoßen von Dingen und Angelegenheiten, bodenlosen Punkten der Stille dazwischen, aus Bahnen und Ungebahntem, aus einem großen rhythmischen Schlag und der ewigen Verstimmung und Verschiebung aller Rhythmen gegeneinander, und glich im ganzen einer kochenden Blase, die in einem Gefäß ruht, das aus dem dauerhaften Stoff von Häusern, Gesetzen, Verordnungen und geschichtlichen Überlieferungen besteht.“ Es sind die Spuren des ungebremsen Wachstums, des partiellen Verfalls und der permanenten Überlagerung, und es ist vor allem der Kampf mit den ausufernden Stadträndern, die einer solchen Wahrnehmung zugrunde liegen.

Wer wollte widersprechen, wenn man behauptet, dass damit heute fast jede deutsche Stadt gemeint sein könnte? Zwar sind in den letzten Jahren – vornehmlich im innerstädtischen Bereich – enorme Anstrengungen unternommen worden, um die überkommene Stadtstruktur zu revitalisieren und dabei auch ihre Prinzipien wieder mit neuem Leben zu füllen. Aber es ist nicht zu übersehen, dass seit gut fünfzig Jahren eine schier unaufhaltsame Abwanderungsbewegung eingesetzt hat, die das Umland nicht nur zum Fluchtpunkt des produzierenden Gewerbes, sondern auch zum Zielort vieler Städter hat werden lassen. Sich jedem Diskurs über Urbanität¹ widersetzt, ist das eigene Haus mit Garten längst zum Inbegriff und Wunschbild des Wohnens für die Mittelschicht geworden. „Das Umland wird so der Urbanisierung zugänglich gemacht, was eine – von Urbanisten später als wild charakterisierte – Massenbewegung zur Folge hat. Tatsächlich ist sie so rational wie nur irgend möglich: Wenn man die niedrigen Wohnungspreise in den Vororten in Betracht zieht, dann stellt man fest, dass die Arbeiterbewegung und sogar ein Teil der Mittelklasse allen Grund hatten, sich außerhalb des Stadtgebietes anzusiedeln; an Orten, an denen man frische Luft atmet.“² Der (Massen-)Konsum fordristischer Provenienz schuf nicht nur die Angleichung von Lebensbedingungen breiter Bevölkerungsschichten – und zerrüttete damit zugleich traditionelle soziokulturelle Milieus –, verhalf nicht nur dem gesellschaftlichen Ideal der Kleinfamilie mit einer entsprechenden Wohnform zum Durchbruch – und sicherte gigantische Absatzzahlen bei Haushaltsgeräten, Autos usw. –, sondern führte letztlich auch zu einer Standardisierung von Räumen, in denen die neuzeitlichen, (vor)städtischen Lebensmodelle eingeschrieben waren.³ Und die (ver)brauchen erst einmal Platz.

Wie alle Befragungen und empirischen Erhebungen eindrucksvoll bestätigen, hat sich an den Präferenzen auf Nachfragerseite nichts geändert, und die individuelle Perspektive des Einzelnen zeitigt quasi ein universelles Ergebnis: Der „Häuslebauer“ bestimmt das Bild des Wohnungsmarktes – und er besetzt letztlich auch den Raum.⁴

Die Wohnungsfrage als soziale Frage: Gegebenheiten und Aneignungen

Seit über einem Jahrhundert ist die „Wohnungsfrage“ zumeist – und zu Recht – als eine Aufgabe mit enormen städtebaulichen Implikationen verstanden worden. Beginnend mit dem belgischen „Gesetz über die Arbeiterwohnungen“ (1889) über das spanische „Gesetz über Billigwohnungen“ (1911) bis zum deutschen „Wohnungsgesetz“ (1918) zeigt sich in ganz Europa eine annähernd gleichgerichtete Zielformulierung. Sie waren ein Versuch, viele bis dahin weit gestreute Maßnahmen für die Volkswohnungsversorgung zu vereinen und zu verstärken. Doch die baulichen Rahmen, innerhalb derer das tatsächliche Leben verortet wurde, gerieten mitunter zu seltsamen Zwitterwesen, irgendwo zwischen sozialem Ausgleich und höchstmöglicher Rendite pendelnd. Sogar die prominente „Margarethenhöhe“ in Essen lässt sich so lesen: Die Krupp'sche Siedlung steht einerseits im Einflussbereich der aufziehenden, reformerischen Gartenstadtbewegung, gehorcht aber andererseits den paternalistischen Vorstellungen des Werkwohnungsbaus, dessen Gesamtarrangement „beim (gebildeten) Betrachter das vom Bürgertum ersehnte und dem Arbeiter zuge dachte Gefühl von Ruhe und Überschaubarkeit bewirkt und die Idylle eines agrarischen Gemeinwesens schafft“⁵. Das heißt keineswegs, dass diese Art der Wohnungsversorgung und insbesondere ihre Architektur grundsätzlich qualitativ minderwertig gewesen wären: „im Gegenteil. Es gab immer noch eine Art gesellschaftlichen Konsens darüber, was für die Stadt, also die öffentliche Seite des Wohnbaus, ‚schicklich‘ sei.“⁶ Das Spannungsfeld von Gegebenheiten und Aneignungen war seither prägend für einen Wohnungsbau, der vielerorts als sozialpolitische Herausforderung gesehen wurde und zudem im Urbanisierungsprozess eine zentrale Rolle spielte.

Zwar liegt eine entscheidende Weichenstellung der Moderne darin, das Wohnen als Aufgabe der Architekten entdeckt zu haben: Sie wollten Haus und Wohnung nach rationell-funktionalen, ihnen als „vernünftig“ erscheinenden Gesichtspunkten gestaltet wissen. Aber ganz selbstverständlich nahmen sie an, dass sich die Menschen ebenfalls nach diesen Maßstäben erziehen lassen würden. Das „befreite Wohnen“ trat, laut Sieg-

fried Giedion, einem der zentralen Propagandisten des „Neuen Bauens“, „im praktischen Tennisdress“ ins Freie. Schluss mit der Zwangsjacke einer Architektur, die sich um den modernen bewegungshungrigen Menschen legte. Das weiße, luftig-leichte, lichtdurchlässige, bewegliche Hauskleid, das dem sportiven und sozialhygienischen Imperativ von „Licht, Luft und Öffnung“ folgte⁷, wurde zu einem Leitbild, das alsbald selbst einer Zwangsjacke ähnelte.

Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg bewegte die Frage nach dem Zusammenhang von Wohnung, Architektur und Gesellschaft die Gemüter, von „rechts“ bis „links“. Dass der Staat sich des Wohnungsproblems anzunehmen habe, wurde seinerzeit zu einem zwar unausgesprochenen, aber übergreifenden politischen Konsens.⁸ Nicht mehr der „freie Markt“, der sich diesbezüglich als nicht (mehr) funktionstüchtig erwiesen hatte, sondern die Kommunen sind seinerzeit in großem Maße die Träger des Wohnungsbaus geworden. Dessen Finanzierung durch die öffentliche Hand wiederum hatte zur Folge, dass Regeln des Bauens aufgestellt werden mussten. Die Konsequenz war ein Denken in Kategorien von Mindeststandards, die bis heute nicht abgelegt wurden. Imperative wie „vereinheitlichen“ und „nivellieren“ machten gegen Ende der 20er Jahre in Europa diesen planerischen Elementarismus den politischen Verantwortlichen schmackhaft.⁹

Auf der Suche nach neuen Bezugsgrößen wurde der Wohnungsgrundriss erstmalig Gegenstand einer systematischen und umfassenden Erforschung menschlicher Lebensbedingungen und -gewohnheiten. Analysen des Wohnbedarfs, der Größenverhältnisse, der funktionalen Zusammenhänge und Bewirtschaftungsmöglichkeiten, zu Fragen der Belichtung, der Besonnung und Belüftung ergaben in Verbindung mit den ökonomischen und bautechnischen Gesichtspunkten neue Dimensionen, die in ihrer Zusammenfassung Hauptbestandteil und wichtigste Planungsgrundlagen für die Entwicklung der „Wohneinheit“ geworden sind. Der Grundriss der Wohnung kristallisierte sich für die Architekten als Muster und Wegbereiter einer neuen Entwurfskonzeption heraus – und signalisierte damit die Ablösung einer seit vielen Jahrhunderten im Grunde genommen unveränderten Raumstruktur. „Revolutionär“ war der Beginn des Massenwohnungsbaus insofern, als die traditionelle Typologie *ad acta* gelegt und durch eine grundlegend andere ersetzt wurde. Die Dimensionen der ehemaligen Stadtwohnung leiteten sich unmittelbar aus dem Grundmaße des Hauses bzw. der Parzelle ab. Auf dieser Grundlage bildeten sie die eigentlichen Bedingungen und Proportionen der einzelnen Räume und damit einen „Zuschnitt“ der Wohnung, der, wie man glaubte, in ökonomischer und soziologischer Hinsicht unbrauchbar geworden ist, weil



Wohnen in Suburbia: Traum und Wirklichkeit

Foto: C.-C. Wiegandt

diese Dimensionen selbst letztlich zutiefst in der damaligen Stadt- und Gesellschaftsstruktur verwurzelt waren.

Das berühmte Beispiel der „Frankfurter Küche“ mag veranschaulichen, wie sehr die Nutzungsmuster in den Wohnungen selbst sich änderten: Wurden vorher, in den gutbürgerlichen Salons genauso wie in den Wohnküchen der Arbeiter, räumliche Hüllen für gesellschaftliche Prozesse geschaffen, so manifestierte die Funktionalisierung der 20er Jahre dem Grunde nach die räumliche Gestaltung eines physischen Ablaufs. „Der Architekt hat sich nicht mehr Hohlräume und das Knochengengerüst des Hauses vorzustellen und zu entwerfen, darf nicht mehr nur in Zimmern und Fluren denken und planen; er entwirft das Wohnen, die Lebensform selbst.“¹⁰ Das Paradigma vom neuen Typus (der Standardwohnung) war mehr als nur ein bauliches Manifest, indem es deutlich machte, worin die neuen Aufgaben der Architektur denn lägen: nämlich in der möglichst reibungslosen Organisation des „Produktionszyklus“.¹¹

Gerade die sozialpolitischen Ambitionen der Architekten ebneten den Weg. Minimalmaße wurden oft genug als notwendige Maße missverstanden und mussten so, eingedenk anhaltender Bestrebungen zur Standardisierung, als Ausgangspunkt für den Entwurf herhalten. „Während früher die Wohnansprüche der Oberschicht das Vorbild abgaben, so daß das Haus des Kleinbürgers in einer in allen Teilen proportionalen, höchst unzweckmäßigen Verkleinerung der Villa bestand, beispielsweise der Salon also sein Gegenstück in der selten benützten ‚guten Stube‘ hatte, ist jetzt umgekehrt die Wohnung für das Existenzminimum zur Richtschnur, ja zum Ausgangspunkt für den Gestaltungswillen geworden.“¹² Und was schon auf der Ebene der Wohnung und ihres Grundrisses problematisch war, galt noch sehr viel mehr in stadträumlicher und siedlungsstruktureller Hinsicht.¹³

Wohnungsmarkt und Siedlungsbrei

Was hatte man „dem kleinen Mann“ nicht alles versprochen: „das Land Utopia, den kommunistischen Zukunftsstaat, das Neue Jerusalem, selbst ferne Planeten. Er aber wollte immer nur eins: ein Haus mit Garten.“ Zwar nicht ohne Ironie, aber so knapp wie treffend hat der englische Schriftsteller G. K. Chesterton die Geschichte der Menschheit einmal zusammengefasst. Inwieweit das Wohnen überhaupt einer veritablen Zukunftsvision zugänglich ist: Diese Frage muss man sich in der Tat stellen, wenn man nicht zu ignorieren bereit ist, dass im Wohnungsbau Zeitgeist, bildersprachliche Nostalgie und das aktuelle Angebot im lokalen Bauplatz eine (un)heimliche Allianz eingehen. Die Wohnung selbst ist Hort des scheinbar Unveränderlichen geblieben; nicht zuletzt deshalb, weil sie als Ort der Selbstbestimmung, der Sicherheit und der Stabilität gesehen und genutzt wird. Schon deswegen sind die „eigenen vier Wände“ unentbehrlich.

Die Wohnung ist unser Kosmos der Vorstellung, abgeschottet nach außen, und nach innen doch nur begrenzt offen. Das „Schwarzwaldhaus“ – um nur ein Beispiel zu bemühen – erfreut sich landauf, landab größter Beliebtheit: Orientiert wird sich an marktüblichen Standards, reproduziert wird Gewohntes. Indes, das Urteil über jenes soziologische Monster, den „Bewohner“, kann man nur schwerlich fällen. Vielmehr wird man sich der Einsicht in die Notwendigkeit beugen müssen, dass es einer personellen Ausgestaltung von Identität und Geborgenheit augenscheinlich bedarf – und sei es in immer gleichen Schablonen. Entsprechend gering fallen, aufs Ganze gesehen, die Innovationen aus, die sich seit dem Zweiten Weltkrieg in Grund- und Aufrissen spiegeln. Elite und Avantgarde haben eine Trendsetterrolle nicht ausfüllen können. Vielpublizierte zeitgenössische Beispiele, etwa das gläserne Haus Sobek in Stuttgart, stehen wohl eher für sich selbst, als dass sie verallgemeinerbar wären. Nicht, dass das technisch oder wirtschaftlich unmöglich wäre, sondern weil der Bedarf, die Nachfrage dafür nicht da ist.¹⁴

Was auf der Ebene von Haus und Wohnung zu konstatieren ist, findet sich ähnlich auch im Städtebau. Allen Bekenntnissen zur dichten und urbanen „europäischen Stadt“ zum Trotz: Es ist Rand, der boomt. Es ist die Welt der Vororte, die Welt draußen vor der Stadt: Suburbia.¹⁵ Sie ist zugleich das ungeliebte Kind unserer Städtebaukultur. Es heißt, Suburbia zersetze die traditionelle, kompakte europäische Stadt. Suburbia fördere die Zersiedelung. Suburbia spitze die sozialräumliche Segregation zu und signalisiere den Abschied bürgerlicher Schichten von der Gesamtverantwortung für die Stadt. Mit anderen Worten: Suburbia ist zum

Synonym für den ästhetischen und sozialen Zerfall der bürgerlichen Gesellschaft geworden, Ausdruck für den Egoismus des postindustriellen Bürgertums, Ausdruck für Umweltzerstörung, für bauliche und städtebauliche Unkultur, Ausdruck der Stadtfeindschaft der bürgerlichen Schichten.¹⁶

Dem gegenüber steht die unstillbare Sehnsucht breiter Schichten der Deutschen gerade nach Suburbia, nach dem Einfamilienhaus im Grünen, nach einer Distanz zur hektischen, lauten, umweltbelasteten, zunehmend unsicheren kompakten Stadt, nach einer Nähe zur Natur, nach einer Gemeinschaft, die Sicherheit, Ruhe und soziale Homogenität verspricht, nach einer Umwelt, die kindgerechter ist als das Innere der großen Stadt.¹⁷ Und den „Traum vom kleinen Haus des großen Publikums werden temporäre Netzwerke der ortlosen Hochgeschwindigkeitsgesellschaft nicht ersetzen. Eigentum bleibt Ausdruck persönlicher Freiheit, schafft eine sichtbare Verankerung und Verantwortung durch Präsenz in der Welt.“ Genau das jedoch „lässt viel Raum für Scharlatane und giftige Nostalgie. Kaum ein Land dürfte mehr privates und öffentliches Geld in konzeptionsloses Wohnglück nach Bauspar- und Bauplatzvorlagen investiert haben als das, das die Einfalt jeweils mit den aufwändigsten Fliesen und elektrischen Garagentoren vergessen machen will.“¹⁸ Und doch scheint sich daraus eine Art Arkadien zu ergeben, welches der US-amerikanische Wissenschaftler Robert Fishman treffend als Bourgeois Utopias bezeichnet hat und welches auch in Deutschland bereits in erheblichem Umfang Wirklichkeit geworden ist.¹⁹

Kennzeichnend für einen so dynamischen wie (scheinbar) unaufhaltsamen Prozess, wird das indes nicht als städtebauliche Herausforderung, als raumkonzeptionelle Aufgabe in Abhängigkeit von Wohnungsmarkt und Wohnbedürfnissen begriffen. Umso lauter beklagt man das Ergebnis: den ausufernden Siedlungsbrei. Unterschlagen wird, dass die so genannte Zersiedelung keineswegs das Resultat fehlender Planungsarbeit ist, sondern das Ergebnis widersprüchlicher und in ihrem geschichtlichen Verlauf sich tendenziell neutralisierender Wertvorstellungen bezüglich dessen, was Stadt sein soll und kann. Und jede Kommune sucht zuallererst einmal ihren Vorteil: „In ihrer Konkurrenz ist die Neigung begründet, die Vorteile ihrer peripheren Lage gegenüber den Siedlungszentren auszunutzen und Wohn- und Gewerbegebiete auszuweisen, die den Prozeß der Siedlungserweiterung samt seinen Folgen nur vorantreiben können.“²⁰

Insofern wäre nüchtern zu konstatieren, dass Wahrnehmung und Wertung von Suburbia zwischen der Fachgemeinde (der Planung) und – zumindest großen Teilen – der Mittelschicht stark differieren: Was diesen

der gleichsam natürliche Ort der Beheimatung, ist jenen ein Stachel im Fleisch einer nachhaltigen Entwicklung. Diese Kluft ist bis heute nicht überwunden, zumal den meisten „Häuslebauern“ noch nicht einmal bewusst ist, dass hier überhaupt ein Problem vorliegt. Vor diesem Hintergrund sollen anhand einiger sehr unterschiedlicher Beispiele sowohl städtebauliche Strategieansätze vorgestellt als auch das Potenzial eines „zukünftigen Wohnens“²¹ angedeutet werden.

Das Beispiel Berlin: Bauausstellung '99

Vor dem Hintergrund der Speckgürtel-Problematik und einer massiven Abwanderung ins Umland ist das Land Berlin in den Jahren 1996/97 angetreten, in Form einer Public-Private-Partnership eine Bauausstellung im Nordosten der Stadt durchzuführen. Erste Ergebnisse sollten im Herbst 1999 präsentiert werden. Thema war, zeitgemäße Möglichkeiten des individualisierten, selbstfinanzierten und gartenorientierten Wohnens zu verwirklichen. Städtebaulich ging es darum, so etwas wie einen dritten Weg aufzuzeigen zwischen Großsiedlung und „Neuer Vorstadt“ einerseits und disperser Stadtrand siedlung andererseits. Ein weiteres Ziel lag darin, einem Teilraum Berlins, der über ein eher schlechtes Image verfügte, eine Profilierungschance zu geben.²²



Entwurf Cepezed für Buch V, Berlin

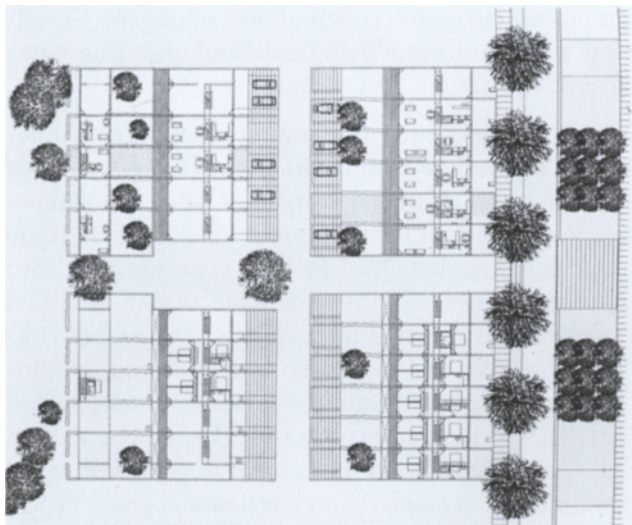
Der Nordostraum Berlins repräsentiert eine Siedlungsstruktur, die, wie es Karl Ganser einmal mit Blick auf das Ruhrgebiet formulierte, „weder unserem Bild von Stadt noch unserer Sehnsucht nach intakter Landschaft entspricht“. Insofern war die Bauausstellung als Teil einer Aufwertungsstrategie gedacht. Deswegen legt sie Wert auf entsprechende Gestaltmerkmale (wie z. B. Landmarken oder Sichtachsen), um den Zusammenhang von Wohnen und geformter Landschaft erlebbar zu machen. Allerdings konnte es zunächst nur

um einzelne „Inseln“ gehen, deren gelungene Gestaltung wiederum mittelfristig zur Strukturierung eines amorphen Bereichs beitragen sollte.

Um dem Aspekt einer integrierten Maßnahme zu genügen, sollte diese Bauausstellung mehrere Standorte umfassen und dezentral konzipiert sein. Die Voraussetzungen sind im Rahmen einer Machbarkeitsstudie untersucht worden. Im Ergebnis erwiesen sich fünf unterschiedliche Grundstücksareale in den Bezirken Pankow und Weißensee als geeignet für eine Verwirklichung, zumal die Investoren und Wohnungsbauunternehmen, die im Besitz dieser Flächen waren, ihre Bereitschaft hierzu ausdrücklich bekundet hatten. Zur Qualifizierung der einzelnen Teilprojekte berief das Land Berlin einen Beirat aus unabhängigen Experten unter Leitung von Senatsbaudirektorin Barbara Jakubeit. Auf dessen Empfehlung hin wurden interdisziplinär besetzte Arbeitsgruppen (mit Architekten aus dem In- und Ausland) eingesetzt, die in Form diskursiver Verfahren jeweils ein standortadäquates städtebauliches Layout definieren.

Dabei waren die Rahmenbedingungen völlig andere als bei der IBA'87, der Internationalen Bauausstellung der 80er Jahre. Öffentliche Ressourcen in nennenswertem Umfang standen nicht zur Verfügung; gedacht war ohnehin an eine Bauausstellung ohne staatliche Subvention. Sie sollte fast ausschließlich auf der Antriebskraft der vorhandenen (privaten) Akteure basieren. Dass dieser Prozess alles andere als einfach und reibungslos ist und war, muss nicht eigens hervorgehoben werden. Neben der „konsensualen Zielfindung“ (in zum Teil langwierigen und komplizierten Abstimmungsrunden) sollten Antworten auf einige Grundsatzzfragen gefunden werden: Welche Wohnmilieus werden am Stadtrand nachgefragt, die bei begrenztem Investitionsaufwand dennoch urbane Qualitätsansprüche erfüllen? Welcher Voraussetzungen bedarf es, damit selbstfinanziertes und qualitativ hochwertiges Wohnen in Konkurrenz zum „Speckgürtel“ realisierbar wird? Wie sehen städtebauliche und Gebäudetypologien aus, die dieser Zielstellung entsprechen? Welches Bild der Landschaft ist unter den vielfältigen Nutzungsansprüchen für die Metropolenperipherie angemessen, und wie ist es organisatorisch und finanziell umsetzbar?

Natürlich war das Ausstellungsthema spröde und die Aufgabe weniger reizvoll als – wie es etwa noch einige Jahre zuvor hieß – „kaputte Stadt retten“ durch eine wie auch immer geartete „kritische Rekonstruktion“. Doch weil rund zwei Drittel der Bautätigkeit in Deutschland in peripheren Räumen stattfinden, kam man letztlich nicht umhin, aus Suburbia ein „Thema“ zu machen. Denn die Klagen über die ständige Ausweitung der Ver-



Berlin-Buchholz-West, Cluster

kehrs- und Siedlungsflächen standen (und stehen) im eklatanten (und noch immer ungelösten) Widerspruch zu der Forderung nach mehr Bauland.

Etwas hochtrabend wurde vom Versuch einer menschenwürdigen Gestaltung der Großstadtrandes gesprochen – wobei es im Kern darum ging, verschiedene peripherietypische Wohnumlieus mit urbaner Qualität zu schaffen. Eine ganz entscheidende Bedeutung kam der Betonung und Neuformulierung des Zusammenhangs von Wohnen und gestalteter Landschaft zu. Denn mit den neuen Wohnquartieren allein ist es nicht getan, um eine stadträumliche Qualität zu gewinnen oder gar eine städtische Textur zu definieren. Die Vernetzung der baulichen Inseln mit einer heterogenen, amorphen Umgebung muss im Wesentlichen durch Brückenschläge erfolgen. Diese müssen in der Lage sein, räumliche Strukturzusammenhänge auch ohne Hochbaumaßnahmen zu erzeugen. Insofern wird die Freiraumgestaltung, obgleich derzeit noch defizitär, zu einem zentralen Element – zumindest von der Intention her.

Unter dem Aspekt einer – in Berlin bislang eher weniger gepflegten – „neuen Bescheidenheit“ sollte diese Bauausstellung ganz prosaischen Zwecken gehorchen: Preiswerte Angebote im verdichteten Eigenheimbau, die über dem Normalmaß liegen und sich beispielhaft absetzen von Fertighaussiedlungen; von 0,2 oder 0,3 auf eine GFZ von 0,6 oder 0,8 zu einer Halbierung oder gar Drittelung des Baulandbedarfs zu kommen, ohne die typischen, besonders häufig nachgefragten Wohnungsqualitäten zu schmälern: das ist der harte Kern des Unternehmens. Trotz – oder gerade wegen – der vergleichsweise hohen Dichte musste das immanente

Spannungsverhältnis des Wohnens – Repräsentation nach außen und Sich-gehen-lassen im privaten Bereich – in den Konzepten angemessen definiert oder bewältigt werden.

Der Druck der Vorgaben wog schwer. Er zwang förmlich zu strikter Disziplin und serieller Wiederholung. Nicht umsonst sehen viele der seinerzeit vorgestellten Haus(gruppen)entwürfe so aus, als seien sie der rationalistischen Weisheit letzter Schluss. Sind sie, in ihrer kubischen Strenge, lediglich verschiedene Varianten des gleichen Produkts? Dieser Eindruck entstand, und er führte mancherorts zu Zweifeln, ob solche Wohnformen nachfragegerecht sind. Derartige Kritik verkennt jedoch, dass hier einmal versucht wurde, die Frage zu beantworten, wie eine noch urbane Lebensweise am Stadtrand aussehen könnte und welche Gehäuse ihr angemessen wären. Nicht zu vergessen, dass Berlin bei dieser Bauaufgabe – zumindest gemessen an niederländischen und dänischen Beispielen, und wohl auch im Vergleich mit der Alpenregion – einen erheblichen Nachholbedarf hat.

Zentrales Thema war das Verhältnis vom Einzelhaus zum Siedlungsbau. Wobei sich indes einige Fragen stellten, die vielleicht banal klingen, für den Erfolg aber von zentraler Bedeutung waren: Wie ist die Nachbarschaft, in der man lebt, räumlich und baulich sichtbar gemacht? Wie ordnet sich das eigene Haus ein in ein größeres Gefüge? Wie entstehen einfache Orientierungen? Wo gibt es besondere Merkmale oder Wahrzeichen der eigenen Lebenswelt? Welche Arten von Stadträumen werden durch die Gebäude geschaffen? In welcher Form werden sie für die Bewohner nutzbar? Wie werden sie erlebt und bewertet? In welcher räumlichen Beziehung sollen Autoverkehr und Fußgänger zueinander stehen? Wo kann man spazieren gehen, sich ausruhen, zuschauen, wo kann man am öffentlichen Leben teilnehmen? Wo können oder müssen



Berlin-Karower Damm

Kinder spielen? Ist die Kinderwelt in die Lebenswelt der Erwachsenen integriert oder werden die Kinder abgedrängt in monofunktionale Spielbereiche? Welcher Zusammenhang besteht zwischen Bauformen, Materialwahl und der Veränderung der Umwelt im Verlauf der Zeit? Wie wird eine Qualitätsstruktur der Wohnung und eine innere Differenzierung von Siedlungen möglich?

Dass das Nachdenken über solche Fragestellungen bei bisherigen Projekten weitgehend ein Desiderat geblieben ist, darauf hat Ulrich Pfeiffer schon vor geraumer Zeit hingewiesen. Daneben gibt er Bauherren und Architekten aber noch anderes zu bedenken: „Es lässt sich nicht empirisch ableiten, ob man neue Stadtteile in ihrem äußeren Erscheinungsbild an möglichst egalitären Wertvorstellungen orientiert oder ob man ein größeres Maß an Differenzierungen der Wertigkeit einzelner Gebiete und Gebäude zulässt. Auch die Entscheidung für offene, auf Kommunikation angelegte oder stärker die Privatheit betonende Bauformen ist das Ergebnis einer Wertung. Beide Komponenten, normative Vorstellungen und empirische Analyse von Nutzerbedürfnissen und Nutzerverhalten, gehen als Rohstoff in den städtebaulichen Entwurf ein und bilden den Rahmen für den Einzelinvestor. Dabei bleibt jede Empirie denknotwendig auf Vorgegebenes bezogen. Sie kann insbesondere neue, noch in der Zukunft liegende Entwicklungen nicht erfassen. Gerade weil es hier keine abgeschlossenen Antworten gibt, bleibt es immer gefährlich, sich bei Investitionen, die auf lange Frist Geltung behalten, auf einen abgeschlossenen Kanon von Funktionen und Bedürfnissen zu beziehen.“²³ Das gilt nach wie vor.

Aneignen, heimisch werden, urbar machen: Das sind Desiderate, auf die eine zeitgemäße Stadtentwicklung und der heutige Wohnungsbau sich qualitativ einlassen müssen – wenn sie nicht nur städtebauliche Diagramme oder bloße Flächendispositionen schaffen wollen. In diesem Sinn sollte die Ausstellung nicht Selbstzweck, sondern Katalysator für eine nachholende Entwicklung sein: zu zeigen, dass Berlin sich nicht mehr nur, wie seit vielen Jahrzehnten, einer Baukultur des massierten Mietwohnungsbaus verschrieben hat. Umso bedauerlicher, dass die Bauausstellung im Jahr 2000 von der neuen Stadtregierung abgesagt wurde, weil sie die Chancen auf eine zeitnahe Realisierung angesichts zusätzlich verschlechterter Randbedingungen nicht gewahrt sah.²⁴

Beispiel USA: die Bewegung des „New Urbanism“

In den USA hat seit geraumer Zeit eine Bewegung an Kraft gewonnen, die gegen Suburbia – und das heißt insbesondere: gegen den schleichenden Verlust einer abgestuften (Nutzungs-)Kultur des öffentlichen Raums, an Urbanität, ja an Öffentlichkeit und gesellschaftlicher Interaktion insgesamt, gegen Fragmentierung des Raums und Segregation der Bewohner – mit dezidiert städtebaulichen Mitteln angehen will. Sie nahm um 1980 mit dem Bau von Seaside, in der Region Panhandle/Florida, ihren Ausgang; sie entwickelte 1988 ihr eigentliches Referenzprojekt in der „Musterstadt“ Kentlands bei Washington DC, und sie gab sich einen programmatischen Namen: „New Urbanism“. Es handelt sich dabei um eine Art Stadterneuerungskonzept mit Leitbildqualität, das, wie die bisherige Resonanz zeigt, polarisiert.

Beim New Urbanism handelt es sich um eine Art Stadterneuerungskonzept mit Leitbildqualität. Er nahm um 1980 mit dem Bau von Seaside, in der Region Panhandle/Florida, seinen Ausgang; er entwickelte 1988 sein eigentliches Referenzprojekt in der „Musterstadt“ Kentlands bei Washington DC (beide nach Plänen von Andreas Duany und Elisabeth Plater-Zyberk). Dass New Urbanism polarisiert, hängt auch damit zusammen, dass die wohl bildhafteste und umstrittenste Stadtgründung der jüngeren Vergangenheit dem Konto von New Urbanism gutgeschrieben wird: Celebration, ein Kunstprodukt des Disney-Konzerns, eine, wie es vollmundig annonciert wurde, „Modellstadt des 21. Jahrhunderts“, die nach Plänen von Robert Stern 1994 bei Orlando in Florida ins Leben gerufen (und als amerikanischer Beitrag bei der Architektur-Biennale in Venedig zusätzlich überhöht) wurde.

Der New Urbanism gilt als typisch amerikanisches Phänomen. Wenn man seine Selbstinszenierung betrachtet, so wird das zunächst bestätigt. „Der *new urbanism* erfindet die amerikanische Kleinstadt neu, nostalgische, elektronisch vernetzte Einfamilienhäuser, dorfartige Hauptplätze, liebliche Rathäuser und Postämter sind das Resultat. Ein Traum vom Glück?“²⁵ Gemessen an der Indifferenz einer normalen Wohnsituation in den Suburbs scheint indes gerade das viele US-Amerikaner anzuziehen: „Der Staat versagt, soziale Selbstregulierung funktioniert nicht, und sie selbst haben kein Interesse an Partizipation: Was ihnen in den Vororten fehlt, erhalten sie nun in den Siedlungen der Developer zum Verkaufspreis: Identität und eine emotionale Grundausstattung, Sicherheits-, Versorgungs-, Disziplinierungs- und Unterhaltungsleistungen, alles wird von den Developern gestellt.“²⁶



Seaside, Florida (1993)
Foto: Robert Kaltenbrunner

Doch ist das bislang hierzulande gepflegte Negativbild trügerisch, zu bequem. New Urbanism ist zuallererst eine Städtebaureformbewegung, weniger eine Architekturbewegung. Und er ist nicht schlichtweg altmodisch oder gar rückwärtsgewandt, sondern ein schillerndes Kompositum von zeitgenössischer Stadttechnik, zeitgenössischem Komfort und traditionalistischem Städtebau. Wie jede organisierte Bewegung umfasst er unterschiedliche Strömungen, unterschiedliche Professionen, unterschiedliche Vorstellungen, was wichtig ist und wohin die Entwicklung gehen soll.

Zusammengehalten wird die Bewegung vor allem durch die Kritik am Zustand der US-amerikanischen Stadt, am „suburban sprawl“, die von einer breiteren Öffentlichkeit geteilt wird. Denn der neuerliche Suburbanisierungsschub der 90er Jahre wird nicht mehr als Fortschritt interpretiert, als Umsetzung des American Dream, sondern als Gefahr für die amerikanische Gesellschaft. Zwar orientiert sich der New Urbanism an historischen Stadtgrundrissen und an der regionalen Architekturtradition. Aber er fordert auch ein Zentrum (oder mehrere Zentren), Fußgängerfreundlichkeit, die Förderung des öffentlichen Nahverkehrs, die Reduktion des Autoverkehrs. Er fordert eine offene Stadt, die mit der Umwelt maximal vernetzt ist, das Gegenteil einer Gated Community. Und er plädiert für Zeit beim Bau neuer Stadtanlagen. In all diesen Punkten will der New Urbanism eine Alternative zur modernen Suburb sein. Ein an den Prinzipien der historischen Stadt orientierter Städtebau, so die Grundannahme, dient dem Kampf gegen den Zerfall der Gesellschaft.

Er versteht sich als pragmatische Reformbewegung, die den Produktionsbedingungen von Stadt (insbesondere unter amerikanischen Verhältnissen) Rechnung trägt. In der Regel konzentriert sich der New Urbanism auf gartenstadtähnliche Siedlungen überschaubarer Größe (aber ausbaubar), mit möglichst ge-

mischten Nutzungen (wobei das Wohnen im Vordergrund steht), mit sozialer Durchmischung (als bewusster Kontrapunkt zu Public-housing-Programmen), mit urbanen Inszenierungen (Zentralplätze, identifikationssteigernde „öffentlichen“ Bauten“, Alleen) und „plenty of public space“, mit striktem städtebaulichen Regelwerk und fein abgestufter Hierarchie von privat und öffentlich.

Der New Urbanism fußt auf dem Wissen, dass ein städtebauliches Programm nur greifen kann, wenn es auf heutige Marktbedingungen und Investitionsinteressen abstellt. Diese Kompromissgebundenheit und das zwangsläufige Zurückgreifen auf Nachfragerwünsche prägen die baulichen Resultate des New Urbanism. Seine städtebaulichen Projekte fußen auf zweierlei: einerseits einem langfristig verbindlichen Grundlayout, das stets auf Camillo Sittes Stadtbaulehre zu verweisen scheint: seltsam offene, gleichzeitig aber auch „starke“ und leicht einsehbare Stadtfiguren oftmals „malerischen“ Schwungs und Ambientes; andererseits individuellen Gebäuden – nach dem Geschmack der Käufer und Nutzer.²⁷ So kann es nicht überraschen, wenn das Ergebnis nicht „neutral“, nicht fordistisch-stringent, nicht rational-puristisch ausfällt. Vielmehr entspricht es den immer wieder geäußerten Bedürfnissen nach konkreten, figürlichen, gut verständlichen architektonischen und städtebaulichen Zeichen, nach Vertrautheit, Wärme und Gefühl.

Als eine „Rache der Vorstädte an der Stadt“ ist der New Urbanism gewertet worden. Damit spielt man auf ein historisches Grundübel des Städtebaus in den USA an, nämlich stets den einfachsten Weg einzuschlagen: Statt die urbanen Probleme dort anzugehen und zu lösen, wo sie auftreten, bevorzugt man es seit jeher, auf der grünen Wiese einfach neu anzufangen. Und das stellt in der Tat ein Problem dar. Allerdings ist das auch Ausdruck einer kaum zu beeinflussenden Realität.



Seaside, Florida (1993)
Foto: Robert Kaltenbrunner

Einer der zentralen Protagonisten des New Urbanism, Andres Duany, distanziert sich von den hehren Idealen der architektonischen Moderne. Er glaubt, dass sie die elementaren Widersprüchlichkeiten in der amerikanischen Wohnungsbauproduktion ausblenden: „Man betrachte die wahrhaft präzedenzlose Typologie des georgianischen Pfarrhauses mit Schmuckelementen aus hochverdichteten Polyurethan, die von Industrie-Robotern zugeschnitten wurden, mit einer angefügten Garage für drei Autos und mit raffinierter Computertechnik im Inneren. Verglichen damit ist Zaha Hadids Feuerwehrwache in Weil am Rhein eine zimmerliche alte Jungfer.“²⁸ Allerdings, so Duany, respektiere der New Urbanism die normative Kraft des Faktischen und reagiere darauf, indem er bereit sei, „sich auf die Kultur der amerikanischen Mittelklasse einzulassen“. Genau das aber begründet offenbar den zentralen Vorwurf, der gegen ihn erhoben wird: nämlich dass er sich einer rückschrittlichen architektonischen Syntax bediene. Diese Syntax wiederum ist aber das Ergebnis der Verbraucherdemokratie: „Der Konsument ist in Amerika der Bestimmungsfaktor des Designs aller Massengüter, der seine Macht durch selektives Kaufen ausübt.“²⁹

Genau das stellt jedoch wohl die Crux dar, die den New Urbanism aus europäischer Perspektive so sperrig macht. Wenn eine verniedlichende und anheimelnde, vornehmlich in Pastellfarben auftretende, nostalgisch-klassizistische Architektur dem Geschmack des breiten Publikums entsprechen sollte, so ist das letztlich nichts als das Produkt der einseitigen Überbetonung des materiellen Rationalismus unserer Zeit. Es ist eine – verständliche – Gegenreaktion auf die Kälte einer technologisch bestimmten Welt, die Suche nach vertrauten Bildern, mithin nach Geborgenheit. Natürlich ist es leicht, darüber die Nase zu rümpfen. Wird man damit aber dem Ansatz gerecht? Wie andere Bewegungen auch hat New Urbanism ein Programm entwickelt, das sehr schillernd und für unterschiedliche Interpretationen offen ist. Wie andere Bewegungen auch ist er nicht homogen, sondern streitet sich um das richtige Konzept. Offenbar taugt er als Feindbild der aufgeklärten „Planungswissenschaften“ hierzulande schon deshalb, weil er ein Lieblingskind der (Kommunal-)Politik zu sein scheint. Weil er gewisse Affinitäten zu den urbanistischen Vorstellungen eines Prinzen of Wales (und seiner Stichwortgeber um Quinlan Terry oder Leon Krier) aufzuweisen scheint. Weil er vermeintlich bruchlos an die City-Beautiful-Planungen sowie die „idealen“ Gartenstädte der Altvorderen anknüpft? Andererseits, ob nun Thomas Morus „Utopia“ oder die „Phalanstères“ von Charles Fourier, ob Robert Owens „New Harmony“ oder Ledoux' Salinen von Chaux: All diese Idealstädte bedurften immer der Konkretion durch Bilder, um ihre suggestive Wirkung zu entfalten.

Der Architektur- und Planungssoziologe Harald Bodenschatz hat unlängst ein differenziertes, behutsam abgewogenes Bild des New Urbanism entworfen. Mit einem Seitenblick auf den deutschen Diskurs plädiert er für einen vorurteilsfreien Umgang, denn „ein Streit innerhalb der Bewegung wie in den USA ist eher konstruktiv, ein Lagerkampf wie bei uns eher destruktiv. New Urbanism ist eine Städtebaureformbewegung, er ist nicht auf eine Architektursprache festgelegt. Er orientiert auf die Veränderung des räumlichen Kontexts, um die gesellschaftlichen Verhältnisse zu ändern.“³⁰

Sicher: Der hohe städtebauliche Anspruch des New Urbanism wird durch die bisherigen Projekte nur bedingt eingelöst. Die Stadtgrundrisse der New-Urbanism-Projekte sind in der Regel ein etwas willkürliches Potpourri aus dem Repertoire der Stadtbaugeschichte, eine Sammlung von Zitaten, in postmoderner Manier hübsch gemischt und manchmal nur ein Formenspiel, das wenig Sinn macht.³¹ Dennoch ist der New Urbanism auch für uns von Interesse, schon weil es sich hier um einen eher privaten Städtebau handelt, während wir hier immer noch von einem öffentlichen Städtebau ausgehen, oder genauer: ausgehen zu können glauben. Mitnichten soll hiermit eine Lanze für die Bewegung des New Urbanism gebrochen werden. Immerhin wäre der Wert zu erkennen, der allein schon darin liegt, dass in diesem Forum Investoren, Architekten, Politiker, Soziologen usw. miteinander reden und sich damit aufeinander zubewegen. Dies ist hierzulande immer noch viel zu wenig der Fall.

Lernen von den Niederlanden?

Offenkundig sind es immer auch bildhafte Vorstellungen, die den Diskurs prägen – gerade beim Thema Suburbanisierung. Das zeigt sich u. a. in den Begriffen, mit denen die Fachgemeinde operiert und die zumeist mit negativen Konnotationen versehen sind: Zersiedelung, Landschaftsfraß, Eigenheimwüsten, Wildschweingebiete und dergleichen mehr. Der Zusammenhang von Wohnen und Siedlungsentwicklung wird eher häufig als selten über Kampfbegriffe vermittelt, unterliegt also einem gewissen professionellen Ressentiment. Scheinbar ist es mit dem beruflichen Ethos von Architekten und Planern nicht vereinbar, was sich an individualisierten Wohnwünschen baulich am Stadtrand oder im Umland niederschlägt.

„Angesichts der gegenwärtigen Produktionsoffensive mit technisch und funktional häufig weitgehend substituierbaren Produkten wird die Inszenierung des Wohnens zum vielleicht entscheidenden Verkaufsargument: Mit zunehmender Wettbewerbsintensität wächst der Zwang zum (formalen) Alleinstellungs-



Neue Reihenhäuser in Borneo-Sporenburg, Amsterdam
Foto: Robert Kaltenbrunner

merkmal.“³² Wenn Schwarzwaldhaus und palladianische Villa, wenn Krüppelwalmdach und Winkelhäuschen auf dem Markt nachgefragt werden, so ist der Vorwurf, dass es sich um Kitsch handle, schon deswegen eine höchst ungenügende Handlungsanleitung, weil das Problem selbst tiefere Wurzeln hat. Unbestreitbar gibt es so etwas wie ein allgemeines Unbehagen an der Moderne, wobei einer der Gründe in der optisch-sinnlichen Verarmung der Architektur liegt, die – glatt und kühl – keine Identifikation erlaube. Dabei ist es ja durchaus die Frage, ob sich jeder technologische Fortschritt, jede Veränderung unserer Lebensbedingungen in einer neuen Bauform niederschlagen muss. Und es ist genauso zweifelhaft, ob in der vielbeschworenen Beschleunigung der gesellschaftlichen Veränderungen auch die Formen des Wohnens und städtischen Zusammenlebens stets umgebildet werden müssen.

Freilich ist das stets eine Frage nach der oder den Alternative(n). Was kann denn den Nachfragern geboten werden, was sowohl ihren Ansprüchen an Individualisierung³³ als auch dem Gebot einer Ordnung des Ganzen gerecht wird? Hier mögen die aktuellen Entwicklungen in den Niederlanden von Interesse sein. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte sich dort eine dezidiert „moderne“ Haltung (nicht nur) bezüglich Städte-

bau und Architektur durchgesetzt, die das Planvolle bewusst in Szene setzte und das Dirigistische dahinter kaum kaschierte. Doch in jüngster Zeit vollzieht sich ein Wandel: Aneignung durch den Bewohner wird nun auch auf politischer Ebene forciert. Scheinbar ist man dort willens, sich auf die reale Vielfalt, Ungewissheit und Dynamik der gesellschaftlichen Entwicklung bereitwilliger einzulassen als andernorts. Als Reaktion auf die tiefe Krise der modernen Wohlfahrts-gesellschaft haben sich die Niederlande seit Ende der 80er Jahre einer tiefgreifenden Liberalisierung und Modernisierung unterzogen, insbesondere im bislang weitgehend staatlich dominierten Planungs- und Wohnungsbausektor. Der Markt, so die Vorstellung, die hinter der neuen Wohnungsbaupolitik steht, orientiert sich zwangsläufig an den Bedürfnissen und am Geschmack der Endverbraucher, in diesem Fall der Wohnungskäufer.

In weiten Teilen zeigt sich nun, städtebaulich und architektonisch vermittelt, ein neues Bild der niederländischen Gesellschaft, mithin ein weitaus konservativer anmutendes als das „staatlich“ gesteuerte zuvor, welches nicht zuletzt von einem – wirkungsvoll in Szene gesetzten – „Architekturbranding“ zehrte.³⁴



Neue Reihenhäuser in Borneo-Sporenburg, Amsterdam
Foto: Robert Kaltenbrunner



Neue Reihenhäuser in Borneo-Sporenburg, Amsterdam
Foto: Robert Kaltenbrunner

Doch diesem Paradigmenwechsel zum Trotz nimmt das Thema Reihenhauses nach wie vor eine zentrale Rolle ein: Es steht für stadtnahes Wohnen ohne verpflichtende Nachbarschaft; es stiftet wohl weniger Identität als das freistehende Haus, ist aber als Lebensabschnittshaus höchst alltagstauglich für eine Gesellschaft im Aufbruch. Relativ niedrige Baulandpreise werden durch eine zentrale Steuerung sichergestellt; rationelle Planung und Standardisierung, eine Bauorganisation und der Bauteam-Gedanke, die sich stark abheben beispielsweise vom deutschen System der Spezialisierung und Handwerksordnungen: Das sind die Hintergründe für die verhältnismäßig preiswerten und damit vermarktbareren Ergebnisse. Gleichwohl, es bleibt überraschend, wie sich Frische und Unverkramptheit mit scheinbar völliger Erinnerungslosigkeit mischen, die Widersprüchlichkeit von kommerziellem Produkt und heimatstiftender Aneignung im Konsum, von unendlicher Vielfalt individueller Lebensstile und serieller Produktion.

Das Reihenhause als Schnittpunkt von serieller Produktion und individueller Erscheinungsform ist gleichermaßen professionell entwickeltes Produkt wie Heimat für einen Lebensabschnitt. Seine Bewohner sind nicht mehr „Häuslebauer“, die ein Leben lang an

ihrem Traum arbeiten, sondern erlebnishungrige Konsumenten, die bei biographischen Veränderungen den Wechsel in eine neue Umgebung nicht scheuen. Dass durch eine missverstandene Individualität am Bau gerade die „geistlosesten und gleichförmigsten Gebäudehaufen“³⁵ entstehen, ist in nahezu jedem beliebigen Wohngebiet zu studieren. Identität wird dadurch kaum gestiftet. Anders bei den angeblich monoton wirkenden Wohnkomplexen in den Niederlanden. Jenseits moderner Utopien vom beglückenden Effekt einer „einzig richtigen“ Architektur entstanden dort in den vergangenen zehn Jahren erfrischende Ensembles, in denen „Architektur als Ereignis“ erlebbar ist. Doch auch in der städtebaulichen Perspektive wird die innere Logik der niederländischen Entwicklung deutlich: das Denken in einfachen und prägnanten Bildern, ein In-Szene-Setzen von eindeutigen Stimmungen – allerdings, wie einschränkend gesagt werden muss, ohne Berücksichtigung der ganzen Komplexität und Tiefe der Wirklichkeit. Das funktional Aufgegebene eines größeren Ganzen, vordem in Begriffe wie Nachbarschaft, Siedlung oder Gemeinschaft gefasst, wird lediglich noch ästhetisch vermittelt. Die Architekten schöpfen Formen und Motive aus dem Reservoir der Moderne, ohne deren sozial-revolutionäre Hintergründe mit aufzuwirbeln. Gleichwohl, und seinen inhärenten städtebaulichen und siedlungsräumlichen Defiziten zum Trotz, hat der holländische Reihenhausbau des letzten Jahrzehnts durchaus urbane Qualitäten geschaffen.³⁶

Und die Perspektiven?

Die Einsicht in die Notwendigkeit, sich mit der Dialektik von Wohnen und Suburbanisierung anders denn in bloßer Schwarz-Weiß-Gegenüberstellung auseinander zu setzen, nimmt auch innerhalb der Architektenschaft zu, wenngleich noch eher zaghaft. „Die erneute Umkehr in die Stadt mit oder ohne Führungszeichen signalisiert ausgerechnet ein New Urbanism, den (...) wiederum nicht Architekten, sondern Projektentwickler ausgelöst haben. Dennoch könnte auf diesem erneuten Umweg deutlich werden, dass das sogenannte ‚Einfamilienhaus‘, bei dem unterschwellig stets ein ‚freistehend‘ mitschwingt, aus seiner Rolle des unbestrittenen Idols befreit werden muss. (...) Auch wenn das in Deutschland anders als in den Niederlanden oder England kaum jemand wahrhaben will, können ‚Einfamilienhäuser‘ ohne ästhetische Einbußen und mit räumlichem Gewinn im Verband auftreten.“³⁷ Doch allen positiven Ansätzen, die es hier und da durchaus gibt, zum Trotz: Die Kluft zwischen Außenwahrnehmung und Eigeninteresse, zwischen der planenden Fachgemeinde und Wohnungsnachfragern



Identität in der Masse? Wohnen in den Niederlanden
Foto: Robert Kaltenbrunner

bzw. Häuslebauern ist bislang nicht wirklich überbrückt. „Wenn man Geld hat, kauft man ein Häuschen auf der grünen Wiese, in einem dieser Pseudodörfer, die eigentlich umgekippte Plattenbauten sind. Das symmetrische Wohnen findet neuerdings in der Horizontalen statt, und der Unterschied besteht hauptsächlich darin, dass man verschuldet ist und dass es heute weitaus mehr verschiedene Gartenmöbel gibt als früher. Außerdem befinden sich in diesen Siedlungen normalerweise keine Läden, Kindergärten oder andere störende Infrastruktur. Es ist seltsam, welche Wünsche sich Menschen erfüllen, wenn sie Gelegenheit dazu bekommen.“³⁸ So amüsant ein solches Statement auch sein mag, es verschleiert den Blick und bestätigt nur aufs Neue die skizzierte Diskrepanz.

Aus den skizzierten – und nur vermeintlich gegenläufigen – Beispielen lassen sich vielleicht Schlussfolgerungen ziehen, die hier anhand einiger Thesen nur angedeutet werden sollen.

- Das Wohnen insgesamt – d.h. die Art und Weise wie wir wohnen, unsere Vorstellung davon, aber auch die bauliche Hülle – unterliegt offenkundig nicht der gleichen Dynamisierung wie andere Alltagszusammenhänge. Im Gegenteil: Im gleichen Maße, wie die Globalisierung eine stärkere Nivellierung der Lebensumstände provoziert, scheint – komplementär dazu – das Bedürfnis nach je eigenen Kulturen und Traditionen zu wachsen.
- Wenn unsere Hoffnungen sich auf ein zunehmendes Gewicht von „Qualität“ richten, dann bleibt immer noch zu klären, ob dies eine architektonische Qualität im Sinne der Fachgemeinde – also einer Elite – ist oder sich nicht doch sehr stark an anderen Parametern orientiert (Behaglichkeit, klassische Repräsentativität, Wohnfläche, Pool im Garten, eigene Garage usw.).
- Wenn breite Schichten in historisch kostümierten Haus- und Siedlungsformen ihre Wünsche nach Geborgenheit und Gemeinschaft, Individualität und Unverwechselbarkeit befriedigen, dann weist das ja auf einen Mangel an anderen und authentischeren architektonischen Angeboten hin. (Und wenn es sich nur um einen empfundenen Mangel handelt, so ändert das nichts an der Sache.)
- Es braucht neue Formen des Bündnisses von Investoren, Politikern, Architekten und Umweltschützern. Nur wenn sie gemeinsam Ziele formulieren, wird auch ein neues Leitbild Farbe und Kontur gewinnen.
- Was heißt das für die Arbeit der Architekten? Dass sich aus der Dialektik von Vereinheitlichung und Differenzierung, Freiheit und Bindung, universalistischer Strömung und partikularistischer Bestrebung doch so etwas wie „Identität“ schöpfen lässt. Allerdings erfordert das Mut und Kreativität. Mut, sich darauf einzulassen. Kreativität, um daraus neue, zeitgemäße Synergien zu bilden.

Kurz: Die Zukunft des Wohnens ist keine Frage, die nur idealistische Antworten verträgt.

Anmerkungen

(1)

Der Urbanitätsdiskurs selbst indes ist in den letzten Jahren in diese Richtung gelenkt worden. Post-, Ex-, Sub- und Dis- sind nur einige, obschon die wohl meistverwandten Präfixe, die in Form zusammengesetzter Neologismen die zeitgenössischen Stadtlandschaften Westeuropas und Nordamerikas beschreiben (sollen). Das in dieser Frage engagierte *Urban Studies Team* aus dem belgischen Gent beispielsweise hat unlängst einen durchaus anregenden Sammelband ediert, der solch definitiven Ambitionen kritisch zu Leibe rückt. Denn Begriffe wie

Postsuburbia und posturbane Räume, Exurbia und Exopolis, Suburban Downtown und Disurbia sind Teil einer schwindelerregenden Sammlung von oft hitzig gestanzten Formeln und plakativen Labels. Diese Wortwahl, so maniert oder effekthascherisch sie auch sein mag, offenbart immerhin, wie schwierig es geworden ist, heutige Stadtentwicklung darzustellen und zu analysieren, ja selbst sie zu benennen. Vgl. u. a. Gent Urban Studies Team (Ed.): *Post, Ex, Sub, Dis. Urban Fragmentations and Constructions*. – Rotterdam 2002

(2)

So lautet der Befund bereits um die vorletzte Jahrhundertwende, hier für das Beispiel Marseille: Peraldi, Michel: Die Stadtschichten von Marseille. In: *Bauwelt*, Berlin (1998), H. 24 (= *Stadtbauwelt* Nr. 138) S. 1358. Um aber nur einmal die aktuellen Dimensionen beispielhaft anzudeuten: Der Autohersteller BMW unterhält im vergleichsweise idyllischen Regensburg ein Werk. Als Ausdruck des Wunsches nach Wohneigentum wohnen jedoch nur 20 % der Belegschaft innerhalb der Stadtgrenzen – ein gigantischer von BMW organisierter Buszubringerdienst holt die Kollegen aus bis zu 150 km entfernten Orten ab, wo sie sich dann tatsächlich niedergelassen haben (s. Loebner, Lars: „Nicht nur Leipzig“. In: *Bauwelt*, Berlin (2003) H. 36, S. 5).

(3)

Vgl. hierzu Krätke, Stefan: *Stadt Raum Ökonomie*. – Basel, Berlin, Boston 1995, S. 86. Ähnlich übrigens Mönninger, Michael: Der Rand lebt. Die Zukunft der Stadt liegt in der Peripherie. In: *Die Zeitschrift der Kultur*, Zürich (1996) H. 11, S. 32–35

(4)

Wenngleich einschränkend gesagt werden muss, dass die üblichen monokausalen Erklärungsmuster letztlich wohl zu kurz greifen. Mit Blick auf die Wohneigentumsbildung, die ihrerseits jedoch nur einen Aspekt darstellt, skizzieren aktuelle Untersuchungen des BBR ein differenziertes Bild: „Einheitliche räumliche Muster wie z.B. ‚Speckgürtel‘ um Kernstädte oder negative Korrelationen zwischen Neubau und Bestanderwerben (...) sind nur in Teilen und häufig nur regional begrenzt ablesbar.“ Rohrbach, Iris; Sigismund, Markus: *Entwicklungstendenzen und räumliche Muster der Wohneigentumsbildung*. In: *Bauland- und Immobilienmärkte*, Ausgabe 2003. – Bonn 2003. = *Berichte BBR* 16, S. 52

(5)

Siehe ausführlich Zimmermann, Clemens: *Wohnungsbau als sozialpolitische Herausforderung. Reformerisches Engagement und öffentliche Aufgaben*. In: Reulecke, Jürgen (Hrsg.): *Geschichte des Wohnens*, Bd. 3: 1800–1918. Das bürgerliche Zeitalter. – München 1997, insbesondere S. 572 ff.

(6)

Kähler, Gert: Nicht nur Neues Bauen! In: Ders. (Hrsg.): *Geschichte des Wohnens*, Bd. 4: 1918–1945. Reform, Reaktion, Zerstörung. – Stuttgart 1996, S. 308

(7)

Giedion, Siegfried: *Befreites Wohnen*. – Stuttgart 1928; vgl. insbesondere Abb. 83

(8)

Der übrigens, und dies angesichts eines schier allmächtigen Neoliberalismus, noch tief in unsere heutige Gesellschaft hineinwirkt.

(9)

Allerdings gab es bereits vorher entsprechende Ansätze, beispielsweise bei diversen Stadterweiterungsplänen für Paris im 19. Jahrhundert, bei welchen die einzelnen Gebäude nicht mehr Variationen eines eingebürgerten und überlieferten traditionellen Typus darstellten, sondern gleichförmige Wiederholungen eines theoretischen, utilitaristisch entwickelten und exakt kodifizierten Prototyps.

(10)

Wolf, Gustav: *Die Grundriß-Staffel*. Beitrag zur Grundrißwissenschaft. – München 1931, S. 23

(11)

Vgl. Tafuri, Manfredo: *Kapitalismus und Architektur*. Von Corbusiers „Utopia“ zur Trabantenstadt. – Hamburg, Berlin 1977, S. 79 ff.

(12)

Müller-Wulckow, Walter: *Die deutsche Wohnung der Gegenwart* (Reprint). – Königstein 1999, S. 7

(13)

Auf stadträumlicher Ebene hat beispielsweise Camillo Sitte versucht, Antworten zu formulieren, insbesondere mit seinem „Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen“ von 1889. Obgleich vielfach als bloßes formalästhetisches Regelbuch disqualifiziert, beeinflusst seine Forderung, zur vielschichtigen Qualität mittelalterlichen und barocken Städtebaus zurückzukehren, immer wieder die Fachdiskussion. Sitte reagierte damit auf zwei gravierende Veränderungen, die sich als eine Art Nebeneffekt der Hochindustrialisierung in den europäischen Städten vollzogen: Einerseits emanzipierte sich das „bürgerliche“ Haus im 19. Jahrhundert als etwas Eigenes, als solitäre Villa – wohingegen zuvor ein Gebäude eine öffentliche Rolle (Kirche, Schloss, Rathaus) spielen musste, um im Gefüge der Stadt eine besondere Stellung einnehmen zu können. Andererseits korrespondierte dies mit einem abstrakten Stadtplan für die Masse der Bevölkerung. Denn die großen Stadterweiterungen und Arrondierungen des 19. Jahrhunderts wurden schematisch geplant: Sie ähnelten Schubfächern – mit der ausschließlichen Zweckbestimmung, eine rasch wachsende Einwohnerzahl aufzunehmen.

(14)

Was die Art und Weise des Wohnens anbelangt, scheinen sich ohnehin eher Gemeinsamkeiten denn Differenzen zwischen den sozialen Schichten auszuprägen. So erwecken neuere empirische Untersuchungen beispielsweise in den USA den Eindruck, „als seien die Differenzen in Fragen des Musikgeschmacks erheblich höher als in Fragen der häuslichen und gebauten Umwelt“. Sewing, Werner: *Bildregie. Architektur zwischen Retrodesign und Eventkultur*. – Basel, Berlin, Boston 2003. = *Bauwelt Fundamente*, Bd. 126, S. 14

(15)

Immer häufiger wird Suburbia auch in den überregionalen Feuilletons thematisiert, und das durchaus nicht nur als Oberflächenphänomen: „Suburbia, in Amerika, England oder Frankreich nicht anders als in Deutschland, ist mithin die ideale Heimat (...), die Schlafstatt der gesamtgesellschaftlichen Vernunft, der unwirkliche Schoß des übers Fernsehen hergestellten übermächtigen Wirklichen, das ständige Gefühl, man habe die – hypothekenhalber oft nur sehr relative – Sicherheit durch einen Akt des

Mogelns, durch schlafwandlerisch unschuldigen Betrug an weniger Gesegneten erworben. Man hat Ruhe..." Dath, Dietmar: *Inferno so nah*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 27.8.2003, S. 33

(16)

In jüngster Zeit lässt sich eine gewisse Renaissance der Suburbanisierungsforschung in Deutschland erahnen. Ohne dass in diesem Zusammenhang näher darauf eingegangen werden kann, sei hier lediglich auf den von Klaus Brake, Jens Dangschat und Günter Herfert herausgegebenen Aufsatzband „Suburbanisierung in Deutschland. Aktuelle Tendenzen“ (Opladen 2001), das von Ulf Matthiesen edierte Buch „An den Rändern der deutschen Hauptstadt. Suburbanisierungsprozesse, Milieubildungen und biographische Muster in der Metropolregion Berlin-Brandenburg“ (Opladen 2002) sowie das Themenheft „Suburbanisierung“ der Zeitschrift „Informationen zur modernen Stadtgeschichte“ (Nr. 2, Berlin 2002) hingewiesen. Auch der von Walter Prigge edierte Band „Peripherie ist überall“ (Edition Bauhaus, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1998) wäre hier zu erwähnen. Aber auch in den Nachbarländern ist das Thema virulent; so widmet sich der belgische Architekt und Theoretiker Xaveer de Geyter mit seiner Studie „After-Sprawl. Research for the Contemporary City“ (Rotterdam 2002) dem Kernbereich Flanderns mit dem Kürzel BAG, was für die Region Brüssel-Antwerpen-Gent steht.

(17)

Diese Präferenz wird jüngst auch in den im Auftrag des BBR durchgeführten repräsentativen Befragungen bestätigt. Unter dem Stichwort Wohnumgebung wird hier festgehalten: Die „Ergebnisse deuten eher darauf hin, dass man ‚Stadt‘ um so mehr akzeptiert, je weniger ‚städtisch‘ der Nahbereich ausgeprägt ist.“ Und weiter: „Der Anteil der mit der Wohnumgebung Zufriedenen am Stadtrand lag mit 72 % ähnlich hoch wie in den ländlichen Gemeinden (dort 70 %). In den Innenstadtgebieten ist auch 2001 nur jeder zweite mit der Wohnumgebung zufrieden. (...) Die Erhöhung der Wohnumgebungszufriedenheit in den Städten ist daher vor allem auf die bessere Bewertung der Gebiete außerhalb der Innenstädte zurückzuführen, die zudem an Gewicht zugenommen haben.“ In: *Lebensbedingungen aus Bürger-sicht*. – Bonn 2003. = *Berichte BBR* 15, S. 21 f.

(18)

Weiß, Klaus-Dieter: *Individuell wohnen. Kritische Betrachtung zum Thema Einfamilienhäuser*. In: *db – Deutsche Bauzeitung* (2003), H. 9, S. 37

(19)

„Das Umland gilt bei großen Teilen der Bevölkerung in Bezug auf physische und soziale Umweltqualität als vorteilhaft gegenüber den Kernstädten, vor allem wenn Kinder vorhanden sind. Schon jetzt wohnen mehr Menschen im Umland der Kernstädte als in den Kernstädten selbst, und die räumlichen Strukturen in den Umlandregionen differenzieren sich aus.“ Dosch, Fabian; Beckmann, Gisela: *Stand und Perspektiven der Siedlungsflächenentwicklung*. In: *Bauland- und Immobilienmärkte*, Ausgabe 2003. – Bonn 2003. = *Berichte BBR* 16, S. 80

(20)

Sieverts, Thomas: *Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*. – Braunschweig, Wiesbaden 1997, S. 19

(21)

Das „Wohnen der Zukunft“ ist in jüngster Vergangenheit auffallend häufig Gegenstand von Wettbewerben, Ausstellungen, Initiativen u. ä. gewesen: Insbesondere das Jahr 2001 brachte eine Reihe von Wettbewerben und prominent veröffentlichten Ergebnissen: „Future Vision Housing“ in Linz/Österreich, „Wie wir wohnen werden“ (SZ-Magazin) sowie „sternstadt“ (Zeitschrift Stern mit Schwäbisch Hall). Der Deutsche Werkbund Baden-Württemberg und die Schader-Stiftung hatten 2002 einen Studentenwettbewerb zum Thema „Hausen – wie will der Mensch zukünftig leben?“ ausgelobt. Die Kreditanstalt für Wiederaufbau startete im Frühjahr 2003 mit dem KfW-Award „Europäisch Leben – Europäisch Wohnen“, mittels dessen sie zusätzliche Impulse für den Wohnungsbau in Deutschland geben möchte; Schwerpunktthema dieses ersten Wettbewerbs war das „Flexible Wohnen“ und seine Einbindung in die Stadtentwicklung. Unlängst veranstalteten Bundesarchitektenkammer (BAK), Deutscher Mieterbund sowie Bundesverband deutscher Wohnungsunternehmen (GdW) gemeinsam eine Tagung mit dem Titel „Nutzeransichten – Wohnarchitektur zwischen Nachhaltigkeit und Publikumsgunst“ (19.5.2003 im Kölner Wallraf-Richartz-Museum). Aber auch der 1997 von der Berliner Senatsverwaltung für Bauen, Wohnen und Verkehr durchgeführte Wettbewerb „Das städtische Haus“ und das Programm „Siedlungsmodelle“, das 1994 von der Bayerischen Staatsregierung verabschiedet wurde und Realisierungen in 12 Städten zeitigte, sollten in diesem Zusammenhang erwähnt werden.

(22)

Vgl. zu Zielen und Rahmenbedingungen: *Bauausstellung Berlin 1999 – 1. Werkbericht*. Hrsg. von der Senatsverwaltung für Bauen, Wohnen und Verkehr, Berlin 1998.

(23)

Pfeiffer, Ulrich: *Städtebau am Stadtrand – für einen neuen Planungskonsens*. In: *Bauwelt*, Berlin (1982), H. 36 (= *Stadtbauwelt* Nr. 75) S. 313–318.

(24)

Wobei insbesondere der Umstand eine Rolle spielte, dass die fraglichen Grundstücksareale zu einem Zeitpunkt bzw. zu einem Preis erworben worden waren, der nach dem Einbruch der Berliner Immobilienmärkte nur mittels einer drastischen Wertberichtigung hätte „geheilt“ werden können.

(25)

Michael Zinganel: *New Urbanism zwischen Agoraphobie und künstlichem Paradies*. In: *dérive, Zeitschrift für Stadtforschung* (Wien), Heft 12, Juli–Sept. 2003, S. 30

(26)

Jörg Häntzschel: *Schöne Neue Welt der Tagträumer*. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 297, 2000

(27)

Auch das provoziert natürlich die Kritik: „Die Häuser werden gebaut, noch bevor jemand danach fragt. Sie sehen genauso aus, wie Marktstudien es diktieren: Es ist eine Architektur des kleinsten gemeinsamen Nenners. Und noch bevor irgendjemand einzieht, wurden bereits ganze Industriezweige mit ihrer Errichtung und Vermarktung beschäftigt.“ Zinganel, op.cit., S. 30

(28)

Andres Duany: Eine Gegenrede: Nichts als Vorurteile! in: *Bauwelt* 12/2000, *StadtBauwelt* 145, Berlin, 31.3.2000, S. 41

(29)

edb.

(30)

Harald Bodenschatz: New Urbanism. Die Neuerfindung der amerikanischen Stadt. in: *Bauwelt* 12/2000, *StadtBauwelt* 145, Berlin, 31.3.2000, S. 30 f.

(31)

Vgl. hierzu die – tendenziell kritisch-distanzierte – Gesamteinschätzung des New Urbanism von Robert A. Beauregard: New Urbanism: Ambiguous Certainties. In: *Journal of Architectural and Planning Research*, 19. Jg. Nr. 3, 2002, S. 181–194

(32)

Frank-Bertolt Raith u. Lars Hertelt: Architektur für den Markt. In: *Baumeister* (München), Nr. 7, 2003, S. 42. Vgl. auch Frank-Bertolt Raith, Rob van Gool, Lars Hertelt: *Inszenierte Architektur. Wohnungsbau jenseits der Standards.* – Stuttgart, München 2003

(33)

Naturgemäß spielen für den Bauherren die „hard facts“ wie Standort, Grundstück und Kosten, Termine und Wirtschaftlichkeit eine dominierende Rolle. Dennoch ist Gestaltung – als Ausdruck der jeweiligen Individualität – dabei nicht zweirangig, wenngleich er darunter zumeist etwas anderes versteht als beispielsweise der Architekt.

(34)

In diesem Kontext exemplarisch dürfte das seit 1998 in Bau befindliche Stadterweiterungsgebiet Brandevoort bei Eindhoven nach einem Entwurf von Rob Krier und Christoph Kohl sein, das als eine Art Brückenkopf des New Urbanism in den Niederlanden gewertet wurde (vgl. zu diesem Aspekt: Rob Krier: *Town Spaces. Contemporary Interpretations in Traditional Urbanism.* – Basel, Berlin, Boston 2003). Nach Bart Lootsma, dem Autor von *Superdutch*, haben sich strukturell die Bedingungen für innovative Architektur seither rapide verschlechtert. Seine These lautet: In Holland konnte noch bis weit in die neunziger Jahre

hinein deshalb so gute und international anerkannte (Wohn)Architektur gemacht werden, weil sie von einer vom Marktliberalismus eigentlich überholten Institution gestützt wurde, dem Staat. Dieser war der entscheidende Bauherr, der durch großzügige Auftragsvergabe und gezielte Architekturpolitik Maßstäbe gesetzt und viele Qualitäten erst ermöglicht habe.

(35)

„Zusehends werden die Bedürfnisse des Menschen analysiert und kategorisiert, und der Wohnungsbau wird auf ‚rationelle Bebauungsweisen‘ reduziert. Dies hat zur Folge, dass die entwickelten Wohnungsgrundrisse unmöglich noch etwas anderes beherbergen können als das unmittelbar vorgesehene Programm, das ihnen zugrunde liegt. Diese Unflexibilität führt zu beschränkter Haltbarkeit der Architektur und macht die Erzeugnisse des modernen, sich als Künstler gebärdenden Architekten noch wirklichkeitsfremder.“ So Felix Claus vom niederländischen Büro „Claus en Kaan“ (*Bauwelt* 18/19, 2002, S. 15)

(36)

Dass es auch hierzulande eine Vielzahl positiver und anregender Beispiele gibt, darf indes nicht vergessen werden. Einen profunden Einblick gewährt der von Tilman Harlander u. a. herausgegebene, voluminöse Band „Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland“ (Stuttgart, München 2001)

(37)

Klaus-Dieter Weiß: Individuell wohnen. Kritische Betrachtung zum Thema Einfamilienhäuser. In: *db – Deutsche Bauzeitung*, Nr. 9, 2003, S. 37

(38)

Evelyn Finger: Rückbau Ost. Halle-Neustadt war die grünste Stadt der DDR, jetzt wird sie noch grüner. In: *Die Zeit*, Nr. 30, 17.7.2003, S. 49

Dr. Robert Kaltenbrunner

Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung

Deichmanns Aue 31–37

53179 Bonn

E-Mail: robert.kaltenbrunner@bbr.bund.de